

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Die Stadt am See [Fortsetzung]
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Stadt am See.

Erzählung von Maya Matthey, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.

Geben dem Grabe des Giovanni wölbte sich die Erde zum Hügel; darauf lag der Strauß von roten Anemonen, den Antonio an Frau Arnold geschickt hatte. Gruppenweise verließen die Italiener den Friedhof, die Kameraden des Toten gewesen waren und neben ihm Stein auf Stein gefügt und das Fundament zu den Häusern gebaut hatten. Die roten Leibbinden leuchteten aus dem dunkeln Manchesteramt ihrer Anzüge hervor, und wem eine Uhrkette aus prunkenden Münzen aus der Tasche hing, der gehörte zu den Untermeistern.

Bei diesem Anlaß mischten sich alle durcheinander, Arbeiter und Untermeister. Einer von ihnen mußte in die fremde Erde gebettet werden, und die so mutig auszogen über Meere und Alpen, um Brot zu erwerben, sie zitterten bei dem Gedanken, daß einer von ihnen in fremder Erde liegen mußte. Halblaute, erregte Worte tönten von einem zum andern. Die Erde war nicht überall dieselbe für sie. Ihre Heimaterde war die Köstlichkeit, die sie liebten, darum sie darbten, dahinein sie ihre toten Leiber betten wollten. Es war ein Unglück, wenn einer von ihnen wegstarb, das heute diesen und morgen jenen traf und einmal alle, die über der Erde waren, unter die Erde schaffte.

Der Giovanni hatte sich umgebracht.

Es wog bei ihnen nicht schwer, wie er gestorben war. Sie achteten die großen Verzweiflungstaten, die ein armeliges Menschenhirn zu düsteren Handlungen veranlassen. Heutebetteten sie den Giovanni in die fremde Erde, in jene Erde, die für sie dazu da war, ausgebeutet, ausgelaugt, ausgeworfen und verachtet zu werden. Diese Erde liebten sie nicht; um diese Erde litten sie nicht; dahinein legten sie nur gezwungen ihre Toten.

So kam es, daß für sie nicht das Sterben das Schreckliche war; schlimmer empfanden sie es, daß einer von ihnen in der fremden Erde liegen mußte, die ihnen nicht gehörte, darüber die Sonne fühlter und ferner zu stehen schien. Ein Geräusch von raschelndem Gewande ließ sie aufblicken. Sie sahen Virginia, die als letzte zum Grabe des Giovanni ging, über die frischen Hügel blickte und über die andern, die daneben lagen und ein weites Gefild füllten. Der Namen waren so viele beisammen im engen Umkreis, die lebend ein Dorf bevölkert hätten. Hier lagen sie nahe beisammen, wie in einem Garten, darin die Blumenstauden, die Sträucher und Pflanzen eng aneinander gedrängt, auf den neuen Frühling warten.

„Guten Tag, Fräulein!“ riefen ihr die Italiener nach und lüpften ihre Hüte, als sie den Friedhof verließ, um den Eltern entgegenzugehen. Ein Gemurmel klang hinter ihr drein von Stimmen, die über sie redeten, sie lobten, untermischt mit andern Stimmen, die böse Worte über ihren Vater sagten. Sie kam zum Tram und ließ sich bis dorthin fahren,

wo die Tramlinien aufhörten und die unbewohnte Welt begann. Dort fand sie die Eltern, mit denen sie gemeinsam zum Räbenwiesli ging, und lief auf dem schmalen, ansteigenden Weg voraus. Langsam folgten die Eltern.

Sie war zuerst auf dem Bauplatz. Dort war die Stelle schon abgesteckt und die Erde aufgewühlt. Steinhaufen waren aufgefahren, die zum Bau des Fundamentes verwendet werden sollten. Virginia nahm einen der Steine und hob ihn mit beiden Händen hoch. Von der Anstrengung wurde sie rot im Gesicht und kurzatmig. Sie schmiegte ihre Backe an den rauh behauenen Stein, besah ihn von allen Seiten und warf ihn mit voller Kraft in den Grund. Dort saß der Stein, ein Felsstein im Grünen. Lachend winkte sie den Eltern zu. Frau Arnold sah ihre Tochter an, die so frisch und freudig auf dem Räbenwiesli stand, wie sie einmal dort oben gestanden hatte in ihren jungen Jahren.

„Arnold,“ sagte sie, „das Räbenwiesli war der Anfang zu unserem gemeinsamen Leben. Dort haben wir uns zuerst mit belondern Augen angesehen...“ Sie betrachtete ihren Mann, der gebückt neben ihr schritt und kaum auf ihr Geplauder achtete. Es fiel ihr auf, wie seine Haare grauer wurden und an den Schläfen fast weiß waren.

„Wie ihn die Jahre gebeugt haben,“ dachte sie, „die Arbeit für uns, für die Stadt...“ Wehmütig sah sie den Gefährten an, der jung und kräftig gewesen war, damals, als er um sie warb. Es schien ihr gar nicht, daß eine so große Spanne dazwischen lag, und wenn als sichtbares Zeichen nicht ihre Tochter vor ihnen auf dem Bauplatz gestanden hätte, so wäre es fast wie ein Gestern gewesen, das sich an das Heute reiht.

„Ich habe mich so wenig um dich gekümmert,“ sprach sie zu ihrem Manne. „Ich war voll von Dingen, voll von Geschäftigkeiten, die dich und unser Haus nichts angingen. Ich war so voll Neuerlichkeiten...“

Den Mann beunruhigte ihr ungewohntes Interesse an seinen Angelegenheiten. Ihre Aufmerksamkeiten machten ihn ungeduldig. Es war ihm zu wider, daß sie grade jetzt ihn mehr zu beachten begann, wo er vieles vor ihr verbergen wollte. Eifrig sann er nach, wie es ihm gelingen möchte, ihre Gedanken von ihm abzulenken oder ihr eine glaubhafte Erklärung abzugeben für das, was sie an seinem Wesen als verändert empfand.

„Das Haus wird auf Kredit gebaut. Da muß ich doppelt schaffen,“ antwortete er. „Du und das Mädchen, ihr sollt wenigstens ein Eigentum haben!“ Er brach ab, ärgerlich, daß er trotz aller Vorsicht seine Gedanken verraten hatte. „Das ist Männerache“, schloß er barsch; „davon versteht ihr nichts!“

Sie wurde ängstlich in ihren Beobachtungen. „Ich muß mir dein Vertrauen erzwingen,“

sprach sie zu ihm. „Ich lasse dich nicht allein; Männer sind trozig und gewalttätig, wenn etwas nicht nach ihrem Sinne ist!“

Er antwortete nicht und schritt verdrossen neben ihr den Berg hinan.

„Oder willst du mich jetzt strafen, weil ich zu wenig für dich gesorgt habe?“ fragte sie und versuchte von neuem, in seinem Innern zu lesen.

„Ich will Ruhe haben,“ beschied er sie kurz.

Sie sah auf die Stadt, die glitzernd im Sonnen-
glanze lag, in deren tausend und tausend Fenster-
scheiben die Sonne brannte und glühte, sodaß die
Häuser aussahen, als wären flammende Edelsteine
in sie hineingeschmiedet, von so seltener und kost-
barer Art, wie sie aus den Häusern des Märchen-
reiches blinken. Ihr Heim kam in ihr Jugendland
zu stehen und würde zu den Häusern da unten
niederflammen, und die von unten würden zu ihm
heraufsehen, wenn sie schon lange im Dunkeln
lagen, als dem letzten, in dessen Scheiben noch die
Sonne brannte. Ihr Haus Wahrheit! Eine Beklem-
mung befiel sie und zwang sie, stehen zu bleiben und
nach Lust zu ringen, als wäre sie zu eilig den Berg
heraufgegangen, der nach dem Räbenwiesli führte.

„Bis zum Winter ist das Haus unter Dach!“ jubelte Virginia. „Im Frühjahr ziehen wir ein;
Vater, Mutter, dann zieht ihr in mein Haus, da ihr
es wollt, daß das Haus mein ist!“

„Im Frühjahr,“ sprach Arnold schwer atmend
nach und wandte sein Gesicht nach dem Seewasser
hin, damit niemand den Ausdruck darin gewahr-
werde, der wie Schmerz und Verzweiflung war.

Sie hörten, daß jemand den Berg laut schnau-
fend heraufstürzte. Es war die Chiara. Die Polizei
hatte sie freigegeben; denn ihre Erregung über den
Tod des Giovanni war zu begreifen, und von den
drohenden Worten, die sie ausgestoßen hatte, ver-
standen die Polizisten sich keins zu deuten.

Die Italiener sagten zu ihr: „Geh und verklage
den Advoekaten!“ Sie hatten herausbekommen, daß
er das Geld dem Giovanni vorenthalten hatte. „Geh
aufs Gericht!“ hatten sie auch dem Giovanni ge-
raten. Den hatte die Verzweiflung schon so fest in
ihren Klauen, daß darin keine Hoffnung mehr auf-
dämmern konnte. Das Gericht war langsam in sei-
nen Entscheiden, und es schien ihm ungewiß, ob ein
fremder Krüppel dazu kam, sich sein Recht zu ver-
schaffen. So hatte er sich dem Zuge entgegengesetzten
Italienern; „da muß ich sowieso bis morgen
warten!“

So kam es, daß sie der Virginia nachließ und auch
die Eltern antraf am Räbenwiesli. Beim Anblick
Arnolds stieg ihr der Zorn von neuem heiß auf.

„Durch die Nachlässigkeit dieses reichen Mannes
bin ich eine Witwe geworden,“ sagte sie. „Durch
seine Vergeßlichkeit muß ich allein im Bett liegen
und allein das Brot herbeischaffen für die Kinder
und mich... Hier oben wird keine Polizei mich grei-
fen,“ ermutigte sie sich. „Hier habe ich endlich den
Schuldigen gefunden, den Harten, Erbarmungs-
losen, der meinen armen Giovanni fortwies und

Ausreden ersann, um noch länger das Geld für
sich zu behalten. Hier habe ich ihn vor mir; hier
kann er mir nicht durch Ausreden entschlüpfen!“

Sie sah, daß sein Gewand aus feinem Tuche war
und seine Frau schön und kostbar gekleidet ging.
Eine Flut von Schmähungen entquoll ihrem
Munde.

Der Anwalt wollte ihr ein Goldstück geben. „Da
ist etwas,“ sprach er müde. „Heute ist Sonntag!“

Sie stieß seine Hand zurück. „Es war kein Sonn-
tag, als mein Giovanni zu Euch kam und Ihr ihn
auf einen andern Tag vertröstet habt! Es war kein
Sonntag, als Ihr ihn fortschicktet! Es war kein
Sonntag, als Ihr beim dritten Mal Euer Schrei-
ber Weisung gabt, ihn nicht ins Haus zu lassen!“

Virginia kam herzu, hörte, wie ihr Vater ge-
schmäht wurde, und zwang die Frau, mit ihren
Schmähreden aufzuhören.

Die Chiara wurde still, als sie das Fräulein bitten
hörte, die Virginia, die ihr die Rissen geglättet hatte,
als sie krank war, die ihr Barmherzigkeit erwiesen.
„Um Eure Willen, Fräulein,“ sagte sie. „Um
Eure Willen will ich bis morgen warten...“ Sie
ramte den Berg hinunter, heim, zu den Kindern,
an dem Anwalt vorbei, den sie feindselig mit haß-
erfüllten Augen maß.

Arnold war ganz zusammengesunken und hing
in seinen Kleidern wie im Gewande eines andern.
Seine Schuld war nicht mehr zu verbergen. Jetzt
wußte seine Frau darum; seine Tochter hatte es er-
fahren. Unter den Italienern war die Nachricht
herumgelaufen und mußte den Baumeistern zu
Ohren kommen. Auch seinem Freunde Burger. Er
war gerichtet...

Schweigend gingen sie den Hügel hinab bis
zur Haltestelle des Tram und fuhren heim. Raum
wagte Frau Arnold zu atmen oder sich mehr zu be-
wegen, als notwendig war. Sie wußte nun, daß ein
Unheil über ihrem Leben schwer und drohend hing,
das durch eine Unbedachtheit, durch einen Zu-
fall auf sie herabbrausen und sie alle vernichten
konnte. Die Trams glitten an dem ihren vorbei;
das Geläute zeigte Ankunft und Abfahrt an. Sie
kamen durch belebte Straßen und waren mit vielen
Menschen eng zusammen in ihren Wagen gepreßt,
mit Menschen, die aus- und einstiegen, wechselten
und andern Platz machten.

Die Arnolds empfanden diesen Wechsel der
Menschen, die ihnen fremd und gleichgültig waren,
vor denen man nicht reden konnte, als eine Wohltat.
Keines wagte auszusprechen, was es dachte. Keines
möchte seinen Gedanken ungestört nachhängen.
Darum empfanden sie die ein- und aussteigenden
Menschen als eine willkommene Ablenkung von
dem, was sie im Innersten ihres Herzens betraf, sie
mit Angst füllte und mit Sorge vor dem, was der
Tag ihnen noch an Übeln bringen konnte. Sie
waren gerne immer so weitergefahren, die Straßen
auf und ab und wieder hinauf und hätten die fort-
schreitende Zeit zum Stillstand gezwungen. Aber
die Zeit läuft ruhig weiter über das große und über
das kleine Leiden der Menschen. Sie ist nicht zu

beeinflussen durch Worte und lässt sich nicht einschüchtern durch Drohungen. Vor ihr ist die Macht eines Herkules nicht höher einzuschätzen als das Lächeln eines Kindes, das zwischen Tränen und Tröstungen lieblich sich rundet...

Sie kamen an ihr Ziel. Arnold sprang die Treppe hinauf und eilte in sein Zimmer; doch ehe er dazukam, den Schlüssel im Schlosse umzudrehen, war Flavia neben ihm.

„Geh!“ herrschte er sie an.

Sie beachtete seinen Befehl nicht, legte Hut und Mantel auf einen Stuhl und kam auf ihn zu. „Arnold!“ bat sie.

„Läß mich allein!“ antwortete er barsch und suchte, sie nach dem Ausgang zu schieben.

Sie legte ihren Kopf an seine Schulter, wie sie es früher in frohen Zeiten getan hatte, und strich ihm leise über die Stirne, um die Furchen und Falten darin zu glätten. „Armer Mann,“ flüsterte sie. Ihre Seele war voll Zagen. Wie sollte sie es anfangen, daß er ihr sich anvertraute! Was sollte sie beginnen, um ihn stark und mutig durch ein düsteres Schicksal zu geleiten? Sie wagte es sich noch nicht einzustehen, daß aus seiner Saumseligkeit ihm eine Schuld gewachsen war. Die scheue, zähe Art aber, mit der sie nicht von ihm ablassen wollte, irritierte den Mann, der allein sein wollte.

„Geh!“ rief er rauh und befreite sich von ihrer Ummarmung. „Es gibt keine Gemeinschaft mehr für dich und mich! Oder willst du den angehenden Zuchthäusler noch zum Mann?“

Sie zuckte zusammen, zitterte und wankte.

Er lachte heiser, als er sah, wie sie von seinen Worten verwundet wurde. „Danke es deiner Frauerei!“ sprach er. „Morgen wäre alles vorüber gewesen!“

Sie überwand ihre körperliche Schwäche. Von neuem hängte sie sich an ihn. „Unsere Ausgaben waren größer, als sie sein sollten. Wenn du schuldig bist, so bin ich es auch...“

Diese Zartheit ihres liebenden Herzens entwaffnete den Mann, der rauh gegen sie gewesen war, um allein zu sein. „Du hast weniger gebraucht, Flavia, als andere Frauen gebraucht hätten. Du mußt dich nicht quälen,“ sagte er in mildem Tone.

„Entschuldige mich nicht!“ beharrte die Frau. „Manches erscheint uns notwendig und ist Überfluss. Ich hätte sparsamer rechnen können!“

„Es ist gut, wenn du es kannst. Dann wirst du dich leichter zurecht finden im Leben...“

Nun merkte sie, warum ihr so bange war. Er wollte sich aus dem Leben fortmachen und sie allein darin zurücklassen mit ihrer Gewissensnot und der größern Not ihres zärtlichen Herzens, das des Mannes nicht entraten konnte. Er versuchte, sich von neuem von ihren Händen zu befreien. Dieses Mal gelang es ihm nicht.

„Ich wußte nicht, daß deine kleinen Finger so fest halten können,“ sagte er scherzenden Tones.

Tränen kamen ihr in die Augen. „Du willst mich täuschen,“ rief sie. „Du willst mir vormachen, du seist fröhlich und zum Scherzen aufgelegt, um

mich aus dem Zimmer herauszubringen und dann...“ Ihre Stimme erstickte an innerem Schluchzen, das sie mutig niederzwang. „Dann willst du dich aus dem Leben schaffen, und ich habe dich so lieb!“

Er sah verwirrt und erstaunt auf sie nieder, auf die Flavia, der er einen tiefen Sinn zugeschrieben hatte. Ihre Stimme mit dem bebenden, trostlosen Klang machte ihn unsicher. Damals, als sie jung waren und heirateten, hatten sie sich gerne gesehen. Daraus war eine Gewohnheit geworden mit den Jahren. So kam es, daß sie eine schöne Frau blieb und er ein gehetzter Mann wurde. Zwischen ihnen war die Liebe, überwuchert von dem Gestrüpp der Selbstsucht, fast nicht mehr zu spüren gewesen; es war nichts mehr zwischen ihnen als die verblaßte Erinnerung, als das äußerliche Band, das heute noch geknüpft war und morgen gelöst sein könnte.

„Und morgen gelöst ist,“ sprach er schwer nach. Er war schuldig geworden in dem Kampfe des Lebens, darin jedes Lebende ein Streiter ist, darin die einen siegen, die andern fallen und alle verwundet werden. Er sprach sich das Recht ab auf seine Frau.

„Ich habe dich lieb,“ antwortete sie ihm und hielt seine Hand fest. Ihrem Willen war die Energie zugeflogen, mit ihm zu ringen, mit ihrem Manne zu kämpfen und seinen Willen zu besiegen. „Erhalte dich mir!“ bat sie.

Langsam begann er zu verstehen, daß in dem Herzen seines Weibes die Erinnerung an ihre erste Zärtlichkeit mächtig wurde und die Gleichgültigkeit, die mit den Jahren wie eine Eisfruste über ihrem warmen Gefühl gelegen hatte, zersprengt war.

„Bleibe bei mir!“ sprach sie.

Endlich erfaßte er es ganz, daß ihre Liebe von einer seltenen, tiefen Art war, ein Brunnen, daraus es köstlich ist, sich zu erquicken. „Es ist zu spät,“ murmelte er. Ein Empfinden von Elend und Schwäche troch in ihm heraus. Er dachte, was alles aus seinem Leben hätte werden können, wenn sie niemals gleichgültig nebeneinander durch Tage, Monate und Jahre gewandert wären. Es fiel ihm ein, was jetzt noch hätte werden können, wenn er sich frei von Schuld erhalten hätte. Das war nun vorbei. Das hatte er verscherzt...

„Vielleicht können wir das Geld aufbringen,“ flüsterte sie zögernd.

„Nicht bis morgen,“ beschied er sie schnell. Er wollte nicht, daß ihn irgend eine Hoffnung in seinem Entschluß wankend mache. Er hatte beschlossen, sein Leben zu beenden, und wollte an seinem Vorsatz nicht irreversibel durch eine zweifelhafte Aussicht.

„Ich will zu Giovannis Frau,“ sagte sie. „Ich will zu der Chiara gehen, sie bitten...“

„Es wäre umsonst. Ich bin hart geblieben, als ihr Mann sein Geld von mir forderte. Er ist darüber verzweifelt und hat sich umgebracht...“ Aufs neue sah er, wie sie erschauerte. Das war ihm recht. So glaubte er, sie endlich von der Notwendigkeit überzeugen zu können, ihn allein zu lassen und seinem Schicksal auszuliefern. Er sah, wie sie ganz blaß wurde, und nur mit äußerster Anstrengung hielt sie



Ferdinand Hodler.

Mädchenkopf, Zeichnung.
Phot. Ph. & E. Linf, Zürich.

sich aufrecht. Ihre Hände allein hielten die seinen umschlungenen mit solcher Gewalt, daß er sich nicht hätte von ihr lösen können, ohne sie zu Boden zu schleudern.

„Begreifst du, daß es für mich keinen Ausweg gibt?“

Sie blickte zu ihm auf mit Augen, denen Schmerz und Not einen Ausdruck gaben, wie ihn das Wasser hat, dessen Tiefe niemand ergründen kann. „Erleide deine Strafe!“ sagte sie leise. „Ich warte auf dich!“

„Weißt du, was das bedeutet?“ fragte er, in einem Tone, der seltsam klang, wie Lachen und Schluchzen zugleich. „Du Feine, du Schöne, du willst auf den Zuchthäusler warten?“ Er wurde höhnisch in seiner Verzweiflung. „Du kannst meinen Namen an einen bessern vertauschen, wenn ich dich von mir befreie...“

„Ich warte auf dich,“ antwortete sie.

Die Erregung übermannte ihn. „Flavia, gönne mir das rasche Ende!“ Er stöhnte qualvoll auf. Alle die Jahre hindurch war er ein angesehener Mann gewesen und war von seinen Mitbürgern geachtet worden. Das war nun vorbei.

„Du warst stärker als die jungen Männer meiner Bekanntschaft,“ fuhr sie fort. „Dein Körper konnte Lasten tragen, den Berg hinauf. Weißt du es noch, wie du den Schnapsheiri aus dem Graben luptest, darin er betrunknen lag und schnarchte! Du hobst ihn auf und stelltest ihn auf die Beine, und als er von neuem torfete und umfiel, packtest du ihn am Wams, hinten am Nacken und schlepptest ihn vor seine Haustüre. Der Schnapsheiri war ein schwerer Mann...“ Sie sah ihn aus lieben treuen Augen an. „Deine Seele konnte eine Not bewältigen! Als dir der Vater starb und kein Geld mehr in der Truhe war und kein Guthaben in den Büchern stand — es war kurze Zeit, ehe du mich zur Frau begehrtest — da hast du dir die Hoffnung auf ererbtes Vermögen aus dem Sinn gestrichen. „Ich kann mir selbst Geld verschaffen,“ gabst du den Kameraden zur Antwort, die dich hänseln wollten wegen des leeren Ledersackes, den du aus deines Vaters Wohnung trugst. Weil du stärker warst als die jungen Männer meiner Bekanntschaft, darum vertraute ich dir meine Zukunft an.“ Sie lehnte ihre Wange an seine Schläfe. „Du hast gefehlt! Ich sehe es ein, und deine Schuld hat greuliche Folgen gehabt; aber ich liebe dich und vertraue deiner Kraft... Büße, was sich abbüßen läßt, und erhalte dich mir!“

„Das Leben wird wertlos durch die Schande, Flavia,“ sagte er leise und drückte seine Schläfe fest in ihre Wange.

„Es erhält einen neuen Wert durch deine Sühne und durch meine Liebe,“ entgegnete sie mutig; denn sie fühlte, daß ihre Energie die seine erschüttert hatte.

Arnold kämpfte mit sich.

Es war leichter, einen bittern Augenblick zu erleiden, der einmal doch durchgeflostet werden mußte; es war einfacher, den Schwierigkeiten, in die er mit seinem Leben geraten war, ein Ende zu machen. Sein Weib forderte, daß er sich ihr erhalte. Sie ver-

langte ein Opfer von ihm, das sie durch nichts begründete als durch ihre Liebe. Es möchte sein, daß eines Weibes Liebe von dieser Art ist, saß er. Ein Mädchen gab sich auf um seiner Liebe willen und wurde Weib und ertrug, wozu ihr Geschlecht sie bestimmt hatte. Sie wagte ihr Leben für ein fünfzigiges und rang sich durch ihre Nöte durch, um ein Kindlein im Arme zu wiegen. Weibesliebe war Opfer...

„Um deinetwillen, Flavia, wäre ich bereit, die Folgen meiner Schuld zu ertragen. Um deiner zärtlichen Liebe willen,“ sagte er weich und drückte ihr die Hand, die fest sich um die seine klammerte. „Aber unsere Tochter,“ stieß er hervor, „Flavia, dein Kind, das meinen besleckten Namen hat, das meinen besleckten Namen tragen muß!“

Frau Arnold öffnete die Türe und rief laut durch den Korridor: „Virginia, Virginia! Komm zu deinen Eltern...“

Das Mädchen kam eilig herbei. Ihre Augenlider waren gerötet vom Weinen, und sie hielt noch das Taschentuch in der Hand, mit dem sie sich die Tränen von den Backen getupft hatte. „Mutter? Vater?“ fragte sie und blickte von einem zum andern.

Frau Arnold schloß die Türe hinter der Tochter und schob den Riegel vor. „Virginia,“ sagte sie ernst, „mein tapferes Kind,“ und schob sie in die Mitte des Zimmers, sodaß der Schein der Deckenlampe voll auf sie fiel, „entscheide über das Schicksal deiner Eltern... Dein Vater hat ein Unrecht getan und wird ins Gefängnis kommen. Ich habe ihn gebeten, sich der Strafe nicht zu entziehen durch Selbstmord. Ich habe ihn gebeten, die Strafe zu tragen, und werde auf ihn warten. Virginia, Tochter, hilf mir, den Vater von deiner Liebe überzeugen! Sage es ihm...“

„Vater,“ stammelte das Mädchen, „ich wußte darum, ehe ihr mich riefet... Ich warte mit der Mutter auf dich, Vater...“ Sie konnte nichts mehr sagen. Aufschluchzend bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen.

Arnold blickte von seiner Frau zu seiner Tochter. Sie waren sich beide bewußt, was ihrer wartete und was sie zu ertragen hatten. Die Frau hatte es freiwillig auf sich genommen, und auch die Tochter fluchte ihm nicht.

„Es wäre leichter für euch, wenn ihr mich liebet,“ stammelte er. „Es wäre schwerer für uns,“ antworteten beide.

„Es wäre leichter für mich,“ sagte er, um ihnen einen neuen Einwand entgegenzuhalten, um nochmals zu versuchen, die beiden umzustimmen, die ihn mit doppelter Kraft an das Leben fesseln wollten, Flavia durch ihre Weibesliebe und Virginia, sein einziges Kind, durch ihre Tochterzärtlichkeit.

„Trage es um meinetwillen!“ sagte Frau Arnold.

„Trage es um deines Kindes willen!“ bat Virginia. Die beiden Frauen standen vor ihm, stark in ihrer Liebe zu ihm, wie zwei uneinnehmbare Festungen.

„Laßt mich ein wenig allein! Ich will es mir überlegen,“ antwortete Arnold.

Die Frau schob die Tochter hinaus. „Ich bleibe,“ sagte sie. „Ich lasse dich nicht...“

Da begann er seine Angelegenheiten gemeinsam mit ihr zu ordnen. Sie sprachen nicht mehr viel miteinander. Frau Flavia versuchte, ihm zu helfen in ihrer sanften mütterlichen Art, durch die er empfand, daß er nicht allein war, daß sie um ihn war, an ihn dachte, sich um ihn sorgte, mit ihm bangte und froh war in ihrem großen Elend, daß er ihr erhalten blieb, daß sie ihn nur eine Zeit lang missen mußte.

So verging die Nacht, und der Tag kam grau und neblig von den Bergen und dem See in die Stadt und drang durch die Fensterläden und ließ das Lampenlicht rötlich und trübe erscheinen. Es war eigenständlich, daß ein solch grauer, neblichter Tagbeginn die Kraft hatte, das Lampenlicht unansehnlich zu machen und aufzusaugen, das so hell in der Nacht geleuchtet hatte.

„Wirst du es nie bereuen?“ fragte Arnold sein Weib. „Wird es dir nicht zu schwer sein, ohne Freunde, ohne Gesellschaft leben zu müssen, nachdem du alle die Jahre die Gefeierte warst?“

„Ich danke dir,“ antwortete sie und küßte ihm die weiß gewordenen Schläfen. „Wir fühnen beide!“ Sie dachten an die erste Zeit ihrer jungen Ehe und an die Jahre, darin sie kalt gegeneinander geworden waren aus Gewohnheit, und sanken sich in die Arme, als ihnen der Kampf des letzten Abends einfiel.

„Du hast gesiegt, Flavia,“ sagte Arnold.

„Nicht ich,“ wehrte sie. „Meine Liebe hat dich bezwungen. Die wird bei dir sein, jeden Abend, jeden Morgen, an dem ich dich nicht bei mir habe, bis wir uns wiedersehen...“

„Flavia,“ rief er.

„Sei groß um mein willen!“ bat sie. „Handle größer, als es der Durchschnitt der Menschen tut, um deiner Tochter willen...“

„Ich will,“ sprach er und gab ihr die Hand darauf und ging, um sich den Gerichten zu stellen.

Sie sah ihm nach, wie er den Korridor entlang und die Treppe hinunterging in aufrechter Haltung, nur den Kopf ein wenig gebeugt.

„Er wird sich durchringen,“ flüsterte sie. Sie hörte, wie die Haustüre ins Schloß fiel und seine Tritte über die Straße hallten. Da verließ sie die Energie. Sie brach aufstöhnend zusammen. So fand sie Virginia, die sie aufhob und sorgsam zur Ruhe nötigte.

„Das Leben ist grausam,“ schluchzte Frau Arnold. „Aus einer Unbedachtheit läßt es ein Unglück entstehen; aus einer Kleinigkeit wächst ein Schicksal!“

Nun der Kampf vorbei war, kam es ihr vor, als wäre ihrem Manne eine allzu böse Last auf die Schultern gewälzt worden. Er hatte dem Giovanni die ihm zustehende Geldsumme vorenthalten. Wenige Tage nur hatte er die Auszahlung hinausschieben wollen. Das war eine Eigenmächtigkeit gewesen, eine ungute, eignenmäßige Handlung. Was daraus wurde, war furchtbar und stand in keinem Verhältnis zu der Ursache.

„Virginia!“ rief sie bange. „Komm ganz nahe zu mir heran und gib mir deine Hand!“

Die Tochter tat, wie sie geheißen wurde.

„Wir kommen in Wirrnisse,“ flüsterte Frau Arnold, „die sich aus kleinen Ursachen zu einem entsetzlichen Geschehnis entwickeln. Es ist, als ob es im Menschenleben auch Stürme und Orkane gebe, wie in der Natur, nach Gesetzen, die außerhalb unserer Erkenntnis sind, die wir nicht ermessen können!“

Virginia strich ihr über die Stirn und rieb ihr die Schläfen mit einer fühlenden Essenz. „Mutter! Ich habe dich, und zusammen haben wir die Kraft zur Liebe. Darum fürchte ich mich nicht. Es ist anders bei uns als bei Burgers. Da hat keins den Drang zur Liebe.“

Frau Arnold nickte. Sie war zu müde zum Sprechen und wurde zu müde zum Denken. Sie hielt Virginias Hand in der ihren und fand endlich Ruhe. Aus dem grauen neblichten Tagbeginn hatte sich die Sonne leuchtend gehoben und strahlte aus dem reinen Blau des Himmels sanft und freundlich nieder zur Erde, wie das Symbol einer unauslösbaren Güte...

(Fortsetzung folgt.)

Mina Benders Irrtum.

Erzählung von Johanna Siebel, Zürich.

III.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Weihnachten war vorüber. Bender hatte zum Feste geschrieben, daß seine Aussichten mit der neuen Erfindung im ganzen günstig ständen, und im Verein mit diesem hoffnungsfreudigen Brief hatten die drei fröhlichen Kinder von Ernst Jenner vermocht, einen feinen Festtagschimmer über Mina Benders Gesicht zu breiten. Im Januar indes begannen Benders Berichte enttäuscht zu klingen; er entblödete sich auch nicht, in seiner optimistischen und schmeichelhaften Art Mina alsbald um neue Geldsendungen anzugehen. In seinem letzten Briefe am Ende des Monats forderte er das neue Opfer als eine natürliche und vom Gesetz geradezu vorgeschriebene Pflicht von seiner Frau. Daraufhin hatte

Mina endlich in einer sie selber erstaunenden nüchternen Weise die völlige Erschöpftheit ihrer Mittel erklärt und dazu geschrieben, es fiele ihr leichter, Bender zu helfen und für ihn zu sorgen, wenn er zurückkehre.

Der Erfolg dieses Briefes war, daß Bender auf Anfang Februar, unter der Voraussetzung, daß sie ihm das Reisegeld schicke, seine Ankunft meldete. Und nun stand Mina Bender wartend in der großen Einfahrtshalle des Bahnhofs. Ihr Herz machte sich in seiner Freude zu allem Verstehen und Vergessen bereit, und immer wieder tasteten ihre Hände nach der letzten Karte im Muff, auf der Bender schrieb, daß er sich auch seinerseits auf das Wiedersehen freue und seinem